

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 5

Artikel: Inn der Nüw Statt (Neustadt)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den und toten Natur und wo sie noch lebendig geblieben sind, weiss man auch um ihren tieferen Sinn.

Pflanzen und Holz

Am Weihnachtsabend stellt man heute noch in vielen Landesgegenden zwölf Zwiebeln auf den Stubentisch und streut etwas Salz darauf. Die zwölf Schalen bezeichnen die zwölf Monate. Am Morgen unterzieht man diese zwölf Schalen einer gründlichen Betrachtung; denn die feuchten verkünden nasse, die trockenen schöne Monate.

Kirschzweige in der Weihnachtsnacht in eine mit Wasser gefüllte Vase in einem warmen Raum aufgestellt, deuten auf den Obstertrag. Wenn die Kirschzweige an Lichtmess in voller Blüte stehen, gibt es nach dem Volksglauben ein gutes Kirschenjahr.

Jerusalempilger brachten in früheren Jahren Jerichorosen mit in die Heimat. Diese Jerichorosen hatten die Eigenschaft, in einem Teller mit frischem Wasser zu erblühen, ein Naturwunder, das in der Christnacht seine besondere Bedeutung hatte.

Edles Holz für Täfer und feine Arbeiten muss nach dem Glauben des Volkes in der Weihnachtswoche zwischen dem Thomas- und Stefanstag gehauen werden, dann «schwient» (verändert) es nicht. Dieser Vorgang ist ganz natürlich, weil um die Zeit der Wintersonnenwende das Holz fast ohne Saft ist.

Korn- und Schnitzkasten sollen in den Weihnachtstagen gerodet werden. Damit wird die Frucht von Milben frei gehalten. Dieser Brauch war in der ganzen Schweiz bis in die jüngste Zeit da verbreitet, wo Ackerbau getrieben wurde.

Altem Brauch gemäss muss der Bauer nach der Mitternachtsmette seinen Tieren im Stall das Evangelium verkünden. Ochs, Esel und Schafe waren bei der Geburt Christi anwesend. In der Heiligen Nacht verstehen die Tiere die Sprache der Menschen. Auch den Bienen muss die Geburt des Herrn vermeldet werden, sonst gibt es keine jungen Königinnen.

Almosen und Gebäcke

Mehl, Eier und Milch oder auch Mehl, Milch und Linnen sind die drei weissen Almosen. An Weihnachten an arme Leute verteilt, sind sie sehr heilsam. Alte Weihnachtsgebäcke sind Birnweggen, Eierzöpfe, braune und weisse gefüllte Lebkuchen. Die Lebkuchen werden noch heute vielerorts auf Holzmodellen hergerichtet. Die ältesten zeigen re-

ligiöse Motive, wie Maria Verkündigung und die Flucht nach Aegypten. In Uri isst man am heiligen Abend Milchreis und Kuchlein. Vom Rest der Kuchlein gibt man auch dem Vieh. Man glaubt, wer an diesem Abend nicht satt wird, bleibe das ganze Jahr ein Hungerleider.

Das Weihnachtssingen

war früher in der ganzen Schweiz verbreitet. Es umfasste die Zeit von Weihnachten bis Dreikönigen. Die Sänger tragen einen drehbaren Stern mit sich. Drei der Teilnehmer treten in farbenfrohen Kleidern mit Kronen auf dem Haupt als die heiligen Drei Könige auf. In Aegeri ist es Sitte, dass auch ein Narr, der sogenannte «Legohr» mit der Sängerguppe von Haus zu Haus zieht. Das Weihnachtssingen, als alter Heisch- oder Bettelbrauch ist mehrmals von den Behörden verboten worden.

Der Christbaum

hat sich bei uns erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingebürgert. Der Brauch kommt vom Elsass her, wo er schon 1605 bezeugt ist. Als ein Vorläufer des Christbaumes kann bei uns der «Chlausbaum» angesprochen werden. Dieser bestand aus einem grossen Tannenast der mit guten Sachen behangen, an der Wand befestigt wurde. In der Innerschweiz sah man den «Chlausbaum» noch zu Anfang dieses Jahrhunderts. Heute hat er überall dem Christbaum Platz gemacht.

I N N D E R N Ü W S T A T T

(Neustadt)

Von der Kirchgasse führt zur Trittligasse die Neustadtgasse. Wo diese von der Frankengasse gekreuzt wird, weitert sich ein hübsches Plätzchen. Doch werden die Masse gröblich verletzt von einem übergrossen sechseckigen Brunnen. Er heisst *Neustadtbrunnen* oder Chlausbrunnen. Sein erster Name besagt, dass er in der Neustadt steht und der Anwohnerschaft, die als reichgewordene Hand-



Chlausbrunnen
Zeichnung von Klaus Roth

werker oder Kaufleute unserer Stadt hier ihre vornehmen Häuser haben erbauen lassen vom Rat schon um 1600 als «nüwen brunnen in der nüw statt» versprochen ward. Seinen andern Namen: Clausbrunnen jedoch verdankt er der Brunnenfigur auf hoher Säule und schönem Kapitäl. Sie stammt aus dem Jahre 1910 und ist von Arnold Hünerwadel als Nachbildung geschaffen. Das Motiv ist bedeutend älter: wir sehen einen Klaus mit langem Bart, in Fell gekleidet, und als seine Attribute Sack und Rute, sich mit drei Buben zankend. Sie wehren sich auf köstliche Weise, um von ihm nicht in den Sack gesteckt zu werden. Die Komposition verrät so viel Humor, dass sich die wenigen Schritte dorthin lohnen, um von Herzen lachen zu können. Dem Motiv selber aber liegen

ernste, erzieherische Ueberlegungen zugrunde: das Spielen der Kinder am Brunnen mag manches Opfer gefordert haben, und die Mahnung der Mutter: «gang vom Brunne ewäg!» verhinderte nicht immer, dass mitunter ein kleines Büblein im grossen Brunnenbecken ertrank. Die Regierung versprach sich Erfolg durch das «Vor-die-Sinne-Stellen» des «bösen Mannes», der in den Sack steckt, wer nicht gehorcht, der auch den Wicht nicht verschont, der nach dem Betzeitläuten nicht nach Hause kehrt, wie es die damalige Sitte erheischte.

Auf einer Seite flankierte den kleinen Platz ein Haus mit prächtigem Erker, und angebaut daran steht das Haus zum «Grundstein». Eine freundliche alte Dame lädt zum Eintreten. Noch staunen wir über die Pracht des Treppenhauses, über die schönen Holzwangen und Geländer, über die schön geschwungenen Felder der Türfüllungen und ihrer Rahmen, über die kunstvolle Arbeit der messingenen Beschläge, und schon schenken wir unsere Aufmerksamkeit den herrlichen Stukkaturen an den Decken, erstellt von wandernden Meistern, dem Getäfer, kunstvoll zusammengefügt, das im Verein mit zierlichen Kachelöfen Wärme und Wohnlichkeit verbreitet. Am meisten aber erfreut unser Herz der Blick durch das blanke Fenster auf den Innenhof, der nicht, wie in der Altstadt, verstellt ist von hässlichen Dächern, von muffigen Zubauten, sondern auf kleinen Zinnen und Stufen Gärten trägt, in die malerisch und von handgeschmiedeten Filigrangittern abgegrenzte Lauben gestellt sind. — Warum müssen alle heutigen Um- und Neubauten in diesem alten Teil «Auf Dorf» dem Vergnügen eingeräumt werden, und warum gönnen unsere Bauherren sie nicht ähnlichem beschaulichen Wohnen?

Seewärts führen uns die Schritte zur Winkelwiese, die früher auch Geissberg genannt ward und mit ihr zur Stelle, wo der dicke, etwa 30 m hohe *Geissturm* gestanden. Er gehörte zur Stadtbefestigung, die sich vom Grendel (heute Bellevue) über Hirschengraben zum Zentral erstreckte. Wegen seines entfernten Standortes vom bewohnten «Auf Dorf» diente er als Pulvermagazin. Am 10. Juni 1652 traf ihn ein «Strahl», und die entzündeten Pulvervorräte jagten sein dickes Gemäuer mit samt einem Teil der Stadtmauer in die Luft. Die Steine flogen bis nach Wollishofen, und der Schaden «was nicht mit etelichen tonnen goldes zu wenden». Heute erzählt noch einer dieser Steine vom grossen Unglück, jener rote Ackerstein an der

Ostecke des Grossmünsterschulhauses. «10. Juni 1652 — 34 Center» steht darauf. Am Ort aber, wo der Turm gestanden, finden wir heute ein niederes, prosaisches Oekonomiegebäude, das zu einer Villa auf der Winkelwiese gehört. Durch einen alten Garten führt der Weg an dessen Zinne, welche eine umfassende Rundschau auf See, Uetliberg und Grossmünster bietet... Der Ort lädt ein zu beschaulichem Verweilen, denn die Weite des Blickes und die Stille, die uns hier inmitten des grossen Verkehrs zwischen Bellevue und Pfauen umgibt, überraschen den Besucher.

Der Weg talwärts der Neustadt führt zunächst vorbei am «Blettlihus», dem Haus, wo die älteste und einzige Zeitung unserer Stadt (heute Tagblatt) gedruckt ward. Ihre erste Konkurrentin hat dann ja folgerichtig den Namen «Neue Zürcher Zeitung» erhalten. Ueber die «Blaue Fahne», was einst Name für ein Wirtshaus mit schattigem Biergarten war, gelangen wir zum Finsler *im Meiershof*. Der Hof, in seiner Bauart angelehnt die Hof-siedelungen des Südens, ja des Orients, ist eingeraht von Häusern aus dem Jahre 1599. Das grosse, heute offene Tor führt gegen die Münster-gasse, das kleine Türlein mit dem Rundbogen öffnet sich gegen die obere Zäune. Der Hof schaut heute sehr nüchtern aus. Wohl plätschert noch ein niedres Brunnlein, wohl gucken noch wie müde Aeuglein zwei kleine gotische Fensterlein in den Hof, hinter welchen einst die Hofkapelle zur Andacht rief. Aber das Leben, das dereinst hier geherrscht und in rauhem Gegensatze stand zur abweisenden Kühle, die der Hof nach aussen zur Schau getragen, fehlt. Sind es wohl die sacralen Fensterlein, die mir helfen, in der Anlage der beiden Ein- und Ausgänge ein Wort der Bibel zu verstehen? Wenn Christus sagte: «Eher gehet ein Kamel durch ein Nadelöhr, denn ein Reicher in das Himmelreich», so verglich er mit seiner bildhaften Rede die Tatsache, dass das kleine Türlein (dessen aramäisches Wort in der neuen Zürcher Bibel mit «Nadelöhr» übersetzt ist) den Fussgängern vorbehalten, nicht die Dienste übernehmen kann des grossen Tores, das gebaut ist für die Reiter (im Orient auch für Kamelreiter) und Fuhrwerke. rk.

Konrad Seiffert

S T I M M E N I M Z E L T

Beim Fort Rutbah gabelt sich der Weg. Die Autokarawanen, die sich von Bagdad und vom Euphrat aus durch die Syrische Wüste gewälzt haben, teilen sich hier: die Hälfte der Wagen etwa fährt nach Südwesten weiter, um über Amman die Mittelmeerhäfen zu erreichen, die andere Hälfte hat als nächstes Ziel Damaskus und den Libanon. Beide Wege sind einigermaßen sicher. Sie werden ständig von den Streifen der Wüstenpolizei überwacht.

Ungewöhnlich aber ist es, vom Fort Rutbah aus die Ruinen von Palmyra, die weit oben im Nordwesten liegen, erreichen zu wollen. Wer Palmyra (das jetzt Tedmur oder Tudmur heisst) besucht, tritt seine Fahrt in Damaskus oder in Homs an und nicht in Bagdad und Rutbah. Wenn man von Rutbah nach Norden weiterfährt, erreicht man bei Bir Melosa den Weg, der vom Euphrat kommt und nach Palmyra führt. Zwischen Rutbah und Bir Melosa aber gibt es keinen richtigen Weg. Doch auch diese Strecke ist zu fast allen Jahreszeiten mit einem guten, starken Wagen zu befahren.

George Palmer und seine junge Frau Colleen hatten, allen Warnungen zum Trotz, die Absicht, allein von Rutbah über Bir Melosa nach Palmyra zu fahren. Sie hatten vor kurzem geheiratet und befanden sich auf ihrer Hochzeitsreise um die Erde. Palmyra (und danach die Ruinen von Baalbek im Libanon) wollten sie so nebenbei in zwei Tagen «machen», der dritte Tag war für Damaskus vorgesehen.

Aus Bagdad hatten sie einen Schammarbeduinen mitgebracht, der Musafir hiess, der vorgab, einen für Autos befahrbaren Weg von Rutbah nach Bir Melosa zu kennen, und der auch die Strecke bis nach Tedmur wiederholt schon befahren hatte.

Sie verliessen das Fort zeitig am Morgen mit den Wagen, die nach Damaskus fuhren, bogten dann nach Norden ab, querten die Oelleitung Kerkuk—Haifa und erreichten den Brunnen Melosa. Hier füllten sie den Kühler des Wagens und alle